

Detlef Hoffmann

Von der Schwerkraft des Status quo und der Notwendigkeit des Neuen.

Provokationen zu Beginn

Institutionen tun sich schwer mit ihrer eigenen Reform. Zu viele haben sich schlecht und recht eingerichtet. In Reformuniversitäten dämmert eine ganze Generation ihrer Pensionierung entgegen, erzählt gerne von Heldentaten der Vergangenheit, um nicht noch einmal die Ärmel aufkrepeln zu müssen. Legitimiert wird so eine Haltung durch eine kaum unterbietbare Inkompetenz auf Seiten der Politik. Hier werden entweder punktuelle Amerikaerfahrungen absolut gesetzt oder Versäumnisse der Vergangenheit durch unsinnige Vorschläge für die Gegenwart vertuscht. Der zweifellos prominenteste Beleg für politische und intellektuelle Impotenz ist der Zustand der Lehrerausbildung und folgerichtig die Versorgung der Schulen mit neuen Lehrern und Lehrerinnen. Obwohl die gegenwärtigen Probleme seit mindestens einem Jahrzehnt bekannt sind, hat niemand etwas vorsorgend unternommen. In den Universitäten wurden Nachwuchsstellen beseitigt oder in Dauerstellen umgewandelt, damit sie nicht gestrichen werden können. Der Elan der Didaktiken aus den 60er Jahren ist verpufft, von der Nachfolgegeneration sind viele in andere Berufe gewechselt so können die Alten dämmern, weil ihnen die Jungen keine Unruhe schaffen. In vielen Fächern nicht nur denen dieses Fachbereiches ist die Bewerberinnen- und Bewerberlage so dünn, dass es häufig Listen von Einäugigen gibt, die Könige im Lande der Blinden sind.

Die Politik glaubt in ihrer grenzenlosen Ignoranz eine Lösung der Probleme gefunden zu haben, indem sie die Universitäten in Berufsschulen (gleich Fachhochschulen) umzuwandeln sucht, das heißt, die Fächer sollen praxisbezogene Berufsausbildungen anbieten. Dieses Konzept wird beharrlich vertreten, obwohl jede Sonntagsrede zu lebenslangem Lernen auffordert, zu dem die Universität vor allem durch methodischen und allgemeinbildenden Unterricht eine Voraussetzung leisten würde. Eine Hamburger

Untersuchung hat ergeben (Meyer-Althoff), dass ein großer Teil der Absolventen und Absolventinnen der Geisteswissenschaften, die nicht an die Schule gehen, in der Wirtschaft erfolgreich sind (also ohne BWL) und dass nur ein winzig kleiner Teil der Personalabteilungen größerer Betriebe vom Bachelorabschluss gehört hat. Das heißt, dass auch das Germanistikstudium eine Karriere in der Wirtschaft ermöglicht und der Bachelorabschluss eine der Berufspraxis ferne Forderung ist.

Eine solche inkompetente öffentliche Diskussion ist dem umstellungser-schweren Durchschnittshochschullehrer Ausrede genug, sich um den ganzen Laden und seine Zukunft so wenig wie möglich zu kümmern. Diese Haltung ist deswegen fatal, weil die deutsche Universität mehr als reformbedürftig ist, im Kleinen wie im Großen.

Lassen Sie mich dies an einem scheinbar banalen Beispiel erläutern: Der klassische studentische Leistungsnachweis ist das Referat. Die alte Universität verstand den Studierenden als einen lernenden Kollegen oder eine lernende Kollegin, die im Seminar einen Beitrag zur Debatte über ein Problem lieferte. Dieser Beitrag setzte idealtypisch das Studium der zu diesem Thema erschienenen Literatur voraus und eine selbständige Stellungnahme zum Forschungsstand. Mit mehreren Referaten übten sich die Studierenden ins wissenschaftliche Arbeiten ein, das Endresultat legten sie dann als Staatsexamen oder Magisterarbeit vor. Dabei ist bei der alten Universität zu berücksichtigen, dass lediglich der Gymnasiallehrer diese Kompetenz zu erwerben brauchte, die anderen Lehrerberufe erlernte man auf einer Berufsschule (PH, Lehrerseminar).

Ich renne offene Türen ein, wenn ich Ihnen sage, dass das Referat in der Regel obsolet geworden ist: Meist ertragen alle anderen tapfer den Vortrag eines schlechten Textes, mal redet der Lehrende dazwischen, mal hält er schweigend durch. Der abgelieferte schriftliche Text ist keinen Deut besser, nur

wenige Hochschullehrer korrigieren ihn gründlich. Trotzdem halten die meisten an dieser unproduktiv gewordenen Seminarform fest. Es ist auch so bequem: Der Lehrende braucht sich nicht vorzubereiten, das Niveau der Referate ermöglicht ihm geistvolle Bemerkungen aus der Hüfte. Die Studierenden finden es praktisch, weil sie nach dem Referat im Seminar nicht mehr zu erscheinen brauchen, der Schein ist gemacht.

Es gibt andere Formen, etwa wöchentliche kleinere Hausarbeiten, die allerdings auch wöchentlich korrigiert werden müssen. Der Zeitaufwand ist der gleiche wie langwierige Referatkorrekturen trotzdem bevorzugen die meisten den alten Trott. Debatten im Fach und im Fachbereich finden mangels Interesse nicht statt usf.

Ich nenne dieses Beispiel, weil die Freiheit der Lehre, es jedem und jeder ermöglicht, eine Änderung herbeizuführen. Nach Anfangsschwierigkeiten wird man durch Lob der Studierenden belohnt, die Zahl der Zuhörenden und Mitarbeitenden nimmt zu. Trotzdem...

Und damit bin ich beim Verhalten jedes Einzelnen. Es gibt wohl kaum einen anderen Ort auf der Erde, wo zwei menschliche Fähigkeiten so dicht vertreten sind wie an der deutschen Universität: Intelligenz und Umstellungerschwiertheit. Jeder kennt Fachbereichsratssitzungen, wo lauter kluge Argumente gebracht werden, nur um Neuerungen abzublocken und zu beweisen, dass man schon lange auf dem richtigen Weg ist. Ihre uns zugesandten Vorbereitungsunterlagen sind ein beredtes Beispiel dafür: In Ihrer Einführung schreiben Sie, dass "Kulturwissenschaft" als interdisziplinäres Teilgebiet für alle Fächer verbindlich gemacht werden sollte. Die Beiträge aus den Fächern sagen mehr oder weniger deutlich: Das machen wir schon. Jede Wissenschaft stellt sich als Kulturwissenschaft dar. Liest man genauer, dann stellt man schnell fest, dass es nur schwer vereinbare, unterschiedliche Auffassungen von Kulturwissenschaft gibt: sozial-geschichtlich (Stuart Hall) versus anthropologisch nach Aby Warburg, konstruktivistisch (Siegfried J. Schmidt) versus ganzheitlich (Hartmut Böhme). Keinem der Beiträge ist anzumerken, dass

eine Ahnung davon besteht, dass jemand im Fachbereich anders denken könnte. Es kann doch aber nicht ein Jahr und länger dauern, bis man bemerkt, dass man sehr unterschiedlicher Meinung ist.

Reform bedeutet, dass man offen-, lern- und konfliktbereit in eine Debatte geht. Die von uns geübte Toleranz ist deswegen kontraproduktiv, weil wir hinter vorgehaltener Hand um so mehr giften. Wären Sie offen offensiv Ihre sehr unterschiedlichen Positionen kennend in die Debatte gegangen, wären Sie weiter. So mag es hilfreich sein zu fragen, was kann welche Person wie und wie oft in das Modell "Kulturwissenschaft" einbringen. Ich weiß, dass dies für die Geisteswissenschaften schwer genug ist. Jede und jeder ist autonom, man hat seine Freunde hier und in der Welt: die Qualifikationsstrategien werden im außerhalb Dortmunds befindlichen Kollegenkreis (dem mancher loyaler ist als dem FB) nicht honoriert usf. Aber solche Ängstlichkeiten müssen doch bei den Älteren nicht sein: wenigstens meiner eigenen zu Larmoyanz neigenden Generation, möchte ich das Phänomen der Altersradikalität in Erinnerung rufen: Freiheit von Karriereplanung ist ein wunderbares Gefühl, Kreativität kann freigesetzt werden; lassen Sie doch Ihren Fachbereich daran teilhaben.

Blickt man auf die Fächer des FB 16 und ihrer akademischen Geschichte, so wird man vielleicht mit Ausnahme der Geographie feststellen, dass es sich um "Newcomer" handelt. Die Didaktiken sind um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert entstanden, universitäre Fächer wurden sie jedoch erst in den 70er Jahren, in alten Universitäten niemals so recht ernst genommen. (Als die Universität Frankfurt mit der Pädagogischen Hochschule vereinigt wurde, war das Germanistische Seminar nicht bereit, sich mit der Fachdidaktik zu einem Institut zusammenzuschließen) Kunstgeschichte und Musikwissenschaft sind seit den 1850er Jahren akademische Disziplin, Kunst- und Musikpraxis wurden auf Akademien gelehrt, universitär erst seit den 1970er Jahren, hier Schmalspur. Ein gleichberechtigtes Miteinander von Kunst-/Musikpraxis, Kunst-/Musikwissenschaft und Kunst-/Musikdidaktik ist selten, meist dominiert eines der drei Segmente zu

ungunsten der anderen.

Der Sport als universitäre Disziplin ist wohl auch erst seit den 70er Jahren nachzuweisen, mit der Umwandlung alter PHs in Universitäten. Wenn ich richtig sehe, wird Sport an Sporthochschulen viel aufwendiger als hier gemacht, die Sportwissenschaft greift auf Soziologie, Medizin etc. zurück. Wie Kunst und Musik besteht das Fach aus drei Komponenten: Praxis, Fachwissenschaft und Fachdidaktik. Durch die Funktion des Sportes als Ort gesellschaftlichen Aufstiegs erfreut sich das Fach mehr und intensiverer Unterstützung als Kunst, Musik, Geographie oder worauf ich nun komme, Textilwissenschaft (Textilgestaltung).

Wie alle anderen Fächer dieses Fachbereiches verdankt "Textil" seine raison d'être dem früher in Mädchenschulen üblichen Fach "Nadelarbeit/Handarbeit" die Jungen hatten "Werken", der Nachfolger "Polytechnik" fehlt in diesem Fachbereich. Für die höheren Töchter war Handarbeit nicht so wichtig wie für das Volk, deswegen ist es auch heute nur in Grund-, Haupt- und Realschulen vertreten, so ist es auf jeden Fall in Niedersachsen. An manchen Orten wie in Schleswig-Holstein soll es seinen Platz in der Ästhetischen Bildung finden. Sie haben hier in Dortmund aus der Not eine Tugend gemacht, sind in die Offensive gegangen, indem Sie den Magisterstudiengang Vergleichende Textilwissenschaft (kulturgeschichtlich) eingeführt haben. Er liegt quer zu den traditionellen Fächern, weil er seinen Gegenstandsbereich über ein Material bestimmt. So berührt das Fach viele Disziplinen: von Chemie bis zur Kunst, von der Ethnologie bis zum Design, von der Mode bis zur Volkskunde. Damit steht es der Welt des Museums nahe, denn auch hier werden die Gegenstände nach Material aufgehoben und betreut. Während jedoch traditionellerweise den Restauratoren Materialien zugeordnet sind, vertreten die Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler etablierte Disziplinen: Kunstgeschichte, Ethnologie, Volkskunde. Soweit meine sehr skizzenhafte und durchaus zu präzisierende Darstellung.

Der Schritt auf die Kulturwissenschaft zu ist als erster Schritt durchaus sinnvoll, bleibt aber unspezifisch. Der nächste Schritt

müsste berücksichtigen, dass (bis auf die Geographie) Fachpraxis ein integrierender Bestandteil des Fachbereiches ist. Das heißt, die wissenschaftlich-künstlerische, die akademische Reflexion von künstlerischen, nicht-künstlerischen Praxisformen (wenn der Unterschied gilt) könnte eine der Stärken dieses Fachbereiches werden.

Ohne Lehrerausbildung geht dies alles nicht. Nach meiner Auffassung steht und fällt die Daseinsberechtigung nicht nur dieses, sondern auch anderer Fachbereiche mit der Lehrerausbildung. Nur so sind die vielen Schmalspurangebote in Fachpraxis und Fachwissenschaft zu rechtfertigen. Erst in ihrer Addition ergeben sie einen Sinn, und der ist auf die Lehrerausbildung bezogen. Aus meiner Sicht wäre die Didaktik in Forschung und Lehre zu verstärken, nicht nur auf die auf Schule bezogene, sondern auch die außerschulische, wie etwa Vermittlungsfragen für Museum, Denkmalpflege, Musikschulen, Sportvereine usw. Dazu gehörte auch die Frage nach der Berechtigung erfolgskontrollierten Lernens. Versierte Didaktiker könnten die besten Kritiker einer rationalisierten Didaktik sein. Entschiede sich dieser Fachbereich und diese Universität, die Priorität in der universitären Lehrerausbildung zu setzen, dann müsste in Dortmund das gesamte Spektrum der schulischen Fächer vorrätig gehalten werden. Verzichtete man auf die Lehrerausbildung, hätten Künstlerinnen, Musiker, Sportlerinnen und Textiler keine Daseinsberechtigung an einer Universität: Akademien, Musikhochschulen, Sporthochschulen wären im Leistungswettbewerb erfolgreicher. Das gleiche trifft für die Wissenschaften zu: Kunstgeschichte studiert man besser in Hamburg oder Bochum usw.

Das Land Niedersachsen hat gegenwärtig einen Wissenschaftsminister, der sich für Höheres qualifizieren will. Eines seiner Modelle ist die Einführung von Stiftungsuniversitäten, das andere ist, nur noch die Gymnasiallehrausbildung auf den Universitäten zu lassen. Alle anderen Lehrämter sollen an Fachhochschulen = Berufsschulen unterrichtet werden. Hier soll kürzer und effektiver ausgebildet werden. Im Lande der Miekätzchen könnte so ein Modell durchaus Sexappeal entwickeln.

Würde in Dortmund die Lehrerbildung konzentriert und gelänge die Integration von Fachpraxis, Fachwissenschaft und Fachdidaktik und wären Sie auch in der (schnellen) Entwicklung von Modulen erfolgreich, denn könnten Sie der Ort sein, von dem aus intelligent gegen so eine Entwicklung argumentiert wird. Ich bin fest überzeugt, dass dies die Position dieser Universität "auf dem Markt" stärken würde. Davon weiter denkend könnte "Körper" ein Thema der Forschung werden. Allerdings würde ich über die Fachbereichsgrenzen hinaus denken, denn "Körper" ist auch ein Begriff der Naturwissenschaften und der Technik. Ein Graduiertenkolleg "Körper" ist schon in Berlin zu finden aber ein Sonderfachbereich "Körper Oberflächen Grenzen", besonders im Spannungsfeld Fachpraxis - Fachwissenschaft Fachdidaktik wäre des Schweißes der Besten wert - wenn Sie Gesprächspartner in Naturwissenschaft und Technik finden. Das kann allerdings nur gelingen, wenn Sie die Fähigkeit und Disziplin aufbringen, zu kooperieren, das heißt, Ihre privatistischen Überlebensstrategien hintan stellen. Ich will Ihnen auch gerne mitteilen, dass wir uns in Oldenburg um ähnliches bemühen, bisher aber nicht erfolgreich. Wir suchen unseren Schwerpunkt im Bereich Medien/Alltagskultur. Vielleicht entlastet es auch die Diskussion, wenn ich Ihnen schon jetzt mitteile, dass die guten Ratschläge, die ich hier formuliere, durchaus nicht in Oldenburg realisiert werden. Auch an meiner Heimatuniversität "menschelt" es. Aber es bewegt sich manches, und das wünsche ich Ihnen auch.